



FEDERHERZ  
VERLAG



ANA SKYE

*Without You*  
I AM  
BROKEN

WITHOUT YOU I AM BROKEN

Copyright: Ana Skye, 2024, Deutschland  
Bildmaterial: Shutterstock, Freepik, Rawpixel  
Korrektorat: Anika Lorenz-Damschke

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

ISBN: 978-3-98942-043-4

Druckerei Smilkov Print Ltd  
Pokrovnishko shose  
2700, Blagoevgrad

Alle Rechte vorbehalten.

**Federherz Verlag**

Bergmannsweg 7  
31867 Lauenau  
[www.federherzshop.de](http://www.federherzshop.de)  
Instagram: [@federherz.verlag](https://www.instagram.com/federherz.verlag)

# *Triggerwarnung*

*Liebe Leser:innen,*

*dieses Buch enthält Elemente, die potenziell triggern können.*

*Eine konkrete Auflistung der Triggerthemen befindet sich im Anhang des Buches. Achtung: Diese können unter Umständen Spoiler für das gesamte Buch enthalten.*

*Ana Skye und das gesamte Federherz Team wünschen euch viel Lesevergnügen.*



*Für alle, die das Gefühl haben,  
noch nicht auf dem richtigen Weg zu sein.  
Lauft weiter.  
Ihr werdet ihn finden.*



# *Playlist*

*Chicago – Clueso*  
*Save Your Tears – Milky Chance*  
*Seven Nation Army – Zella Day*  
*Highwayman – Willie Nelson*  
*All Good Things – Nelly Furtado*  
*Starlight – Muse*  
*When we were young – Adele*  
*Another Love – Tom Odell*  
*All The Things She Said – t.A.T.u.*  
*Cruel Summer – Taylor Swift*



# Prolog



**H**eute war der Tag, an dem ich eigenhändig mein Leben zerstörte.

Der Tag, an dem ich die Liebe meines Lebens verließ. Dass Luke Wilson die Liebe meines Lebens war, stand für mich seit zwei Jahren fest. Ich war mit meinen achtzehn Jahren vielleicht ein bisschen zu jung, um das zu behaupten, aber ich spürte es in meiner Brust. Ich spürte es an dem warmen Gefühl, das sich in ihr ausbreitete, wann immer Luke in meiner Nähe war. An den Schmetterlingen in meinem Bauch, wenn ich seine Stimme hörte. An der Gänsehaut auf meinem Körper, wenn er mich berührte. An dem Prickeln auf meiner Haut, wenn er mich küsste.

Zum ersten Mal hatte er das vor zwei Jahren getan. Es war mein allererster Kuss gewesen, aber ich hatte sofort gewusst, dass es besser nicht werden konnte. Dass

ich mehr davon wollte. Regelrecht süchtig war. Süchtig nach Luke. Wir waren schon seit Ewigkeiten unzertrennliche beste Freunde gewesen, aber ab diesem Tag, an dem er mich auf den Heuballen geküsst hatte, waren wir nicht mehr nur unzertrennlich, wir waren unwiderrufflich verliebt. Wir verbrachten quasi keinen Tag ohneinander. Mit Luke erlebte ich alles zum ersten Mal. Insbesondere das Gefühl, einen anderen Menschen auf der Welt so sehr zu lieben, dass es dir körperlich wehtat, ihn leiden zu sehen. Und das würde ich heute.

Denn heute würde ich mit Luke Wilson Schluss machen.

Es war kein Entschluss, den ich über Nacht getroffen hatte. Vielmehr war es eine dieser Entscheidungen, die dir nächtelang den Schlaf raubte. Nein, nicht nur den Schlaf, auch die Luft zum Atmen. Eine Entscheidung, die deine Gedanken unaufhörlich herumschleuderte wie ein Karussell.

Die so sehr wehtat, dass du dich fast übergeben musst.

In den letzten Tagen hatte ich mich unzählige Male immer wieder umentschieden. *Ich tu's, nein, ich tu's nicht. Ich kann's nicht tun. Doch, ich muss, nein, ich kann nicht, zur Hölle, ich kann nicht ...*

Aber ich konnte. Und ich würde es heute.

Tief in meinem Inneren schlummerte die leise Hoffnung, dass es keine Trennung sein würde. Dass ich Luke

zwar verließ, aber mich nicht trennte, denn das war ein Unterschied. Ich würde nach Chicago gehen und Luke hier, in West Village, zurücklassen. Das stand fest. Das war unumstößlich. Aber deswegen mussten wir es doch nicht beenden. Das war es, was ich mir seit Tagen immer wieder einredete. *Deshalb müssen wir uns doch nicht trennen.*

Fernbeziehungen konnten funktionieren. Da war ich mir sicher. Chicago war knapp 300 Meilen von hier entfernt, das war nicht so weit, das konnte man alle paar Wochen fahren, dann würden wir uns am Wochenende sehen, und ...

Ich seufzte frustriert auf und kickte einen Stein hin und her. Was redete ich mir hier eigentlich ein? Wieder und wieder war ich diese Vorstellung in den letzten Tagen im Kopf durchgegangen. Und es funktionierte nicht. Luke würde mich nicht am Wochenende in Chicago besuchen. Er hatte hier in West Village zu tun. Auf dem Gutshof seiner Eltern, wo er seine Ausbildung zum Landwirt machte. Ein harter Job. Er bedeutete schufteten, schufteten, schufteten. Da würde ich mit Sicherheit nicht erwarten, dass Luke seine freien Minuten aufbrachte, um regelmäßig vier Stunden zu mir zu fahren. Und für mich würde das genauso wenig möglich sein, denn das Studium, das mich erwartete, war zeitaufwendig und stressig.

Doch etwas anderes zog mir viel stärker den Magen zusammen. Luke hatte möglicherweise keine Zeit, mich

zukünftig in Chicago zu besuchen, aber noch viel weniger würde er den Willen dazu aufbringen.

Wir hatten vor einigen Wochen bereits darüber geredet, als es um die Unibewerbungen ging. Und Luke hatte mir ziemlich deutlich gemacht, dass seine Welt zerbrechen würde, wenn ich nach Chicago ging. Und unsere Beziehung. Er war lange davon ausgegangen, dass ich mich an der Universität bewerben würde, an der auch meine Schwester Abby studierte. Obwohl ich das nie behauptet hatte. Aber er nahm es ganz selbstverständlich an, einfach, weil es die Uni in der Nähe war. Weil Luke davon ausging, dass ich bei ihm bleiben wollte.

Und das wollte ich auch, wirklich, ein Teil von mir verzehrte sich ungemein danach.

Aber ein noch größerer Teil wollte nach Chicago.

Chicago, das war schon seit Jahren mein Traum gewesen. Schon, bevor ich mit Luke zusammengekommen war. Sie hatten an der Uni dort ein exzellentes Journalismus-Programm, und genau das wollte ich machen: irgendwann einmal Investigativ-Journalistin sein, Wirtschaftsskandale aufdecken, Umweltsünder zur Strecke bringen. Die Welt ein kleines bisschen besser machen.

Luke konnte das nicht verstehen.

Weil wir an einem Ort lebten, an dem die Welt bereits gut war. West Village. Ein kleines, beschauliches Örtchen in Missouri, an dem jeder sich kannte, jeder sich

grüßte – und jeder sich über den anderen das Maul zerriss.

Ich wollte hier weg. Dringend. Ich wollte das pulsierende Großstadtleben in meinen Adern spüren, jeden Tag etwas Neues erleben, mich frei und lebendig fühlen. Am liebsten mit Luke zusammen. Dass er mich nach Chicago begleiten würde, wäre mein größter Traum. Doch es ging nicht. Luke würde hierbleiben. Auf dem Gutshof seiner Eltern.

Und deswegen musste ich es heute tun. Ihm sagen, dass ich gehen würde. West Village verlassen. Und ihn.

Der Gutshof der Wilsons kam in Sicht. Mein Herz rannte inzwischen einen Marathon. Ich fühlte mich, als würde ich jeden Moment in Ohnmacht fallen. Normalerweise beruhigte mich Lukes Anwesenheit zu jeder Sekunde. Ich wusste, dass er mich auffangen würde, falls ich fiel. Doch ab heute wären wir nicht mehr füreinander da. Heute würde ich ins Bodenlose stürzen. Genau wie Luke.

»Chloe?«

Ich wirbelte herum. Luke stand ein paar Meter entfernt mit einer Schubkarre in den Händen und hatte mich zuerst entdeckt. Auf seinem Gesicht breitete sich das anbetungswürdige Lächeln aus, wie immer, wenn er mich sah.

»Luke.«

Meine Hände zitterten. Ich musste aschfahl im

Gesicht sein und er bemerkte es. Er stellte die Schubkarre ab und kam besorgt zu mir herüber.

»Alles okay bei dir?«

Ich legte ihm die Hand auf die Brust, wohlwissend, dass heute möglicherweise der letzte Tag war, an dem ich ihn berühren durfte. Ich genoss es, seine harten Muskeln unter dem T-Shirt zu spüren. Die Muskeln, über die ich schon so oft bewundernd mit meinen Fingern gestrichen hatte. Unvorstellbar, dass das vielleicht bald ein anderes Mädchen tun würde. Dass ich bald nicht mehr den Titel *Lukes Freundin* tragen würde. So unvorstellbar, dass mir erneut schlecht wurde. Ich hatte das Gefühl, mich auf Lukes Schuhe übergeben zu müssen.

Es war noch nicht zu spät. Ich konnte noch einen Rückzieher machen. Luke sagen, dass ich vorbeigekommen war, um ihm beim Füttern der Schweine zu helfen, die Aufgabe liebte ich nämlich.

Ich war kurz davor. Vor allem, als ich in Lukes blaue Augen sah und sich darin all unsere gemeinsamen Erlebnisse spiegelten, von unserem ersten Kuss bis zu unserer letzten gemeinsamen Nacht auf seinem Dachboden.

Doch ich sah noch etwas anderes in seinen Augen. Ich sah das Leben, das ich mit dieser Entscheidung wählen würde. Das Leben in West Village. Das Leben, das zwar Luke bereithielt, doch auch so viel Enttäuschung und wie Seifenblasen zerplatzte Träume. Ein Leben voller Vorhersehbarkeit, Ruhe und Ordnung. Ein

Leben, das mir endgültig die Luft zum Atmen abschnüren würde. Ein Leben, das ich nicht wollte.

»Luke.« Meine Hand wanderte von seiner Brust zu seiner Hand, die jetzt noch warm in meiner lag, doch sich schon in wenigen Sekunden eiskalt anfühlen würde. »Ich gehe nach Chicago.«



# Kapitel Eins



*Sechs Jahre später*

**D**er sechzigste Geburtstag meines Vaters war ein Tag, dem ich nicht gerade entgegenfiebert hatte. Solche Feste liefen bei uns immer gleich ab: Mein Vater verzog sich an den Grill, der extra weit vom Haus entfernt stand, nur um der Verwandtschaft zu entkommen. Am liebsten noch bei Regenwetter, damit auch ja keiner auf die Idee kam, sich auf ein Schwätzchen zu ihm zu gesellen. Er grillte so viele Würstchen, dass wir noch tagelang davon essen konnten. Hauptsache, er konnte vorgeben, beschäftigt zu sein. Meine Mutter wuselte währenddessen für gewöhnlich um die Gäste herum und sorgte dafür, dass jeder sich mehr oder weniger wohlfühlte. Das wünschte sie sich

auch von meiner Schwester und mir. Während Abby einfach großartig darin war, Small Talk über ihren Job, ihre Wohnung und ihren Hund zu führen, hätte ich mich genau wie mein Vater am liebsten irgendwo verkrochen. Mein Problem waren nicht die Verwandten an sich – sondern ihre grässlichen Fragen über mein Leben. Woher nehmen Menschen sich das Recht, ihre Nase einfach in die Angelegenheiten anderer zu stecken? Nur weil man einen gemeinsamen Urgroßvater hat oder was auch immer? Das bedeutete doch noch lange nicht, dass sie deswegen erfahren mussten, mit wem ich das Bett teilte oder wie viel ich verdiente. Darauf ging ich grundsätzlich schon ungern ein, aber dieses Mal, an *diesem* Geburtstag, würde es noch viel schlimmer sein.

Frustriert ächzte ich mit meinem Scheibenwischer um die Wette. Er fand die Fahrt in die Heimat mindestens genauso mühsam wie ich, denn er war schon seit Wochen kaputt und gab furchtbar quietschende Geräusche von sich, während er sich gegen den Regen abmühte. Doch ein neuer Scheibenwischer war das Letzte, das ich mir derzeit leisten konnte und wollte. Jetzt, wo ich meinen Job verloren hatte. Und genau das war der Grund, warum diese Familienfeier dieses Mal besonders grausam für mich werden würde. Nicht nur, dass mein Freund sich vor ein paar Wochen von mir getrennt hatte und meine Familie selbst *das* noch nicht wusste. Obendrein war ich vorgestern einfach gefeuert worden. Es war nicht einmal so, dass ich diese Anstellung großartig

gemocht hatte. Ich hatte kaum Zeit gehabt, mich auf mein Journalismus-Studium zu konzentrieren, weil die Arbeit bei diesem verdammten Käseblatt so viel Zeit einnahm. Wie eine Irre war ich zwei Jahre lang von einer Supermarkt-Eröffnung zur anderen gerannt, fotografierte Bürgermeister dabei, wie sie Reden in Schulen und Altersheimen hielten, und interviewte traurige Bauern, denen mal wieder ein paar Schafe gerissen worden waren. Und das alles für einen absoluten Hungerlohn, während meine Noten in der Uni definitiv unter dem Stress gelitten hatten. Aber dennoch – es war ein Job gewesen. Ich hatte mich damit halbwegs in meiner Traumstadt Chicago über Wasser halten können. Das Geld hatte gradeso gereicht, um die Miete meiner kleinen, gemütlichen Wohnung zu zahlen, die ich mir mit meiner Mitbewohnerin Jenna teilte. Und ab und zu konnten wir uns sogar ein himmlisches Take-away-Curry vom Inder nebenan gönnen. Nicht zu vergessen, die legendären Cocktail-Partys auf unserem Balkon, für die unsere ganze Clique regelmäßig zusammengeschnitten hatte.

Tränen stiegen mir in die Augen, während ich versuchte, hinter der regennassen Windschutzscheibe überhaupt noch irgendwas zu erkennen. Sollte das jetzt wirklich alles vorbei sein? Unsere Cocktailpartys? Meine Arbeit bei der *Chicago Daily*? Meine Beziehung mit Jamie?

Obwohl Letzteres eher die Sache war, der ich am

allerwenigsten nachweinte. Im Grunde hatte ich schon wochenlang gehant, dass er mich verlassen würde. Und ich konnte mir auch den Grund schon ausmalen – die süße Blonde aus seiner Jura-Arbeitsgruppe, mit der er immer bis spätabends an seinen Abgaben gearbeitet hatte. Mit der er selbst danach noch, während er bei mir im Bett lag, schmunzelnd Nachrichten geschrieben hatte. Eigentlich hätte ich unsere Beziehung zu diesem Zeitpunkt längst selbst beenden sollen. Aber ich konnte es einfach nicht. Jamie war mein Anker gewesen. Und das meinte ich nicht im positiven, romantischen Sinn: kein emotionaler Anker in schweren Zeiten oder so. Sondern einfach so etwas wie ein Alibi. *Ein »Hey, seht her, bei mir läuft alles rund«-Vorzeigefreund.* Jamie sah super aus, war zielstrebig und würde in ein paar Monaten sehr erfolgreich sein Jura-Studium abschließen und irgendwann die Kanzlei seines Vaters übernehmen.

Die Leute hatten mich immer für ihn bewundert, insbesondere meine Familie. Ich konnte mir immer genau ausmalen, was in ihren Köpfen vorging, wenn ich Jamie zu Familienfeiern mitbrachte: *Wie hat Chloe sich denn den gelangt?*

Genau genommen wusste ich es selbst nicht. Mein Aussehen entsprach mehr dem Durchschnitt und möglicherweise war ich auch nicht so schlau wie die Blondine. Außerdem war ich eigentlich immer gestresst, weil ich weder richtig zielstrebig war noch einen Gang runter

schalten konnte. Während Kommilitonen von mir schon für richtig angesehene Blätter wie die *Chicago News* oder sogar Fernsehsender arbeiteten, knapste ich immer noch mit meinen Provinz-Artikeln für die *Chicago Daily* rum. Nein, Moment. Ich *hatte*. Vergangenheitsform.

Und warum? Es gab nicht mal einen besonders guten Grund für die Kündigung. Wenn ich wenigstens *irgendwas* falsch gemacht hätte, aber ich hatte immer mein Bestes gegeben. Das war ja das Schlimmste an der ganzen Sache. Ich hatte mir zwei Jahre lang den Arsch aufgerissen und wofür? Damit sie mich als Erstes rauschmissen, als es hieß, dass es der *Chicago Daily* so schlecht ging, dass sie Stellen streichen mussten. Na, welche Stelle strich man dann wohl zuerst? Genau, die der unterbezahlten kleinen Studentin, die ja keine Familie zu versorgen hatte.

Die aber auch ein Leben hatte und Miete bezahlen musste, verdammt!

Ich seufzte nochmals laut, als das Ortsschild meines kleinen Heimatortes in Sicht kam. *West Village*. Das war also meine Zukunft für die nächsten Monate. Ohne meinen Job konnte ich mir meine Miete nicht mehr leisten und würde mindestens für die Semesterferien wieder zu meinen Eltern ziehen und Jenna so lange mit einer Untermieterin leben müssen. Ich hatte mir diesen Notfallplan vor einer Woche zurechtgelegt. Es ging einfach nicht anders.

Schon mit meinem Job war ich kaum über die Runden gekommen. Ohne diesen würde mir nur noch eines bleiben: mich bei Jenna durchschnorren. Und das konnte ich auf keinen Fall tun. Mit ihrem Nebenjob im Hundesalon musste sie selbst jeden Penny zweimal umdrehen. Mein Zimmer vermietete ich für die nächsten zwei Monate unter, quartierte mich währenddessen bei meinen Eltern ein und suchte nach einer neuen Arbeitsstelle.

Blieb mir nur noch eins: den Geburtstag meines Vaters überstehen und meiner kompletten Familie erklären, dass mich nicht nur mein Freund abserviert hatte, sondern ich auch noch arbeitslos war, und mit meinen vierundzwanzig Jahren wieder bei meinen Eltern einziehen musste.

---

»Ich freue mich so, dass wir uns endlich mal wiedersehen, Chloe.« Meine Schwester Abby roch wie immer nach viel zu teurem Parfum, als sie mich fest umarmte. Ihre Stimme war glockenhell und eine Spur zu fröhlich. Aber ich versuchte, das zu ignorieren.

»Ich freue mich auch«, gestand ich und tätschelte ihrem Golden Retriever Kenny den Kopf, nachdem sie mich losgelassen hatte. »Wow, Kenny ist richtig groß geworden! In der kurzen Zeit!«

»Kurze Zeit?«, fragte Abby zweifelnd und trat zögernd von einem Bein auf das andere. »Chloe, du hast dich hier ein halbes Jahr nicht blicken lassen!«

»Ja, ähm ... stimmt, du hast recht. Wo ist Mom?«, fragte ich ausweichend und nahm verlegen das Geschenk aus der Tasche, das ich für Dad besorgt hatte. Es war mir unfassbar peinlich, aber mehr konnte ich mir nicht leisten, deswegen war es nur eine Baseball-Kappe seiner Lieblingsmannschaft geworden. Als hätte er davon noch nicht genug.

»Sie ist im Keller, ich glaube, sie sucht irgendeine Tischdecke.« Abby sah mich mit diesem ganz bestimmten Blick an, so als ahnte sie schon, dass bei mir irgendetwas im Busch war.

»Okay, super!«, flötete ich möglichst ungezwungen, »dann gehe ich mal eben runter und sage ihr Hallo.«

»Nein warte, Chloe.« Abby packte meinen Arm. »Lass es uns kurz nutzen, dass wir noch unter vier Augen reden können. Wir haben uns so lange nicht gesehen. Willst du es mir erklären?«

»Was denn erklären?«, rief ich schrill. Konnte es wirklich sein, dass sie mich so schnell durchschaut hatte? Ahnte sie etwa schon was von der Trennung und der Kündigung? Ich war gerade erst zur Haustür reingekommen, Herrgott!

»Warum du so lange nicht nach Hause gekommen bist.« Abby sah mich traurig an und ich konnte nicht

anders, als mich dem schlechten Gewissen vollkommen hinzugeben.

Es stimmte ja. Ich hatte mich wirklich ein halbes Jahr nicht blicken lassen. Das letzte Mal, als ich hier gewesen war, war Kenny noch ein zuckersüßer Welpen gewesen und Abby hatte gerade erst ihren Job in dieser Marketingagentur begonnen. Aber genau das war das Problem gewesen: Abby hatte ihr Leben vollkommen im Griff. Bei ihr war alles so ... perfekt. Sie hatte ihr Wirtschaftsstudium mit Bestnote abgeschlossen und direkt diesen sehr gut bezahlten Job gefunden, mit dem sie sich eine Traumwohnung in der Nähe meiner Eltern leisten konnte. Okay, sie war zwar noch eine gute Stunde entfernt, aber trotzdem. Viel näher als Chicago. Aber nicht nur dadurch war das Verhältnis zwischen ihr und meinen Eltern wesentlich besser als das zwischen mir, Mom und Dad. Ich hatte schon immer das Gefühl, dass sie bevorzugt wurde. Weil sie einfach besser war als ich. Hübscher. Klüger. Freundlicher. Und das Schlimmste: Abby konnte überhaupt nichts *dafür*. Sie war immer so lieb, so gutmütig. Hatte mir noch nie etwas Böses getan. Ich war einfach nur eine schlechte Person und total neidisch. Es war komplett meine Schuld, dass wir kaum Kontakt hatten. Ich musste es endlich einsehen.

»Ich hatte einfach viel zu tun«, erwiderte ich gehetzt, was nicht mal eine Lüge war. Nur *Ich* habe *einfach viel zu tun* wäre eine Lüge gewesen, denn in den Semesterferien musste ich nichts machen, außer

eine bescheuerte Hausarbeit zu schreiben. Aber das konnte ich Abby noch nicht sagen. Ich brachte es einfach nicht übers Herz, ihr jetzt schon von meiner peinlichen Lage zu erzählen. Dass all meine Sachen im Kofferraum darauf warteten, wieder in mein altes Kinderzimmer geräumt zu werden. Es war einfach zu schrecklich.

»Das verstehe ich ja«, erwiderte Abby sanft und nahm meine Hand. Ihre Haut fühlte sich immer so sanft an. Sie benutzte bestimmt eine ganze Menge teurer Handcremes. »Aber hättest du nicht wenigstens mal auf meine Anrufe reagieren können? Auf meine Nachrichten? Du hättest ja nicht ständig die vier Stunden von Chicago hierherfahren müssen, aber dich wenigstens mal *melden* können.«

Ich ertrug das einfach nicht. Abby so traurig zu sehen, tat mir weh. Weil ich wusste, dass ich mich falsch verhalten hatte. Und wenn ich ihr jetzt erzählen würde, was wirklich bei mir los war, würde sie mich mit diesem super mitleidigen Blick betrachten und mich in den Arm nehmen und dann würde ich heulen wie ein Schlosshund und die absolute Versagerin sein. Ich wollte wenigstens noch ein paar Stunden den Schein wahren, dass ich die halbwegs erfolgreiche Chloe war, die als Journalistin arbeitete und einen erfolgreichen, gut aussehenden Freund hatte.

»Tut mir wirklich leid, Abby. Ich erkläre es dir später. Ich sehe jetzt nach Mom.« Ich riss mich los und war

schon halb auf der Kellertreppe. Aber Abby gab noch nicht auf.

»Chloe, bitte warte!«, rief sie verzweifelt. »Ich muss dir was Wichtiges erzählen!«

Aber ich hörte nicht auf sie. Ich rannte die Stufen herunter und ließ meine verzweifelte Schwester einfach hinter mir.